

Kinder können höchstes Glück bereiten. Doch manchmal sind sie für Eltern zunächst vor allem eine Herausforderung auf zwei Beinen. Mütter und Väter erzählen, wie sie nach der Geburt ihrer Sprösslinge eine neue Rolle suchten – und fanden

136

ÜBER DIE EIGENEN GRENZEN HIN AUS



PROTOKOLLE: ELISABETH HUSSENDÖRFER
FOTOS: SIBYLLE FENDT

Mutter und Vater zugleich
Matthias Winterhagen
erzieht seine Zwillinge
allein – allen Zweifeln
seiner Mitmenschen zum
Trotz (siehe Seite 150)



Die geliehene Mutter

Karin Angerer*, 45,
Personalreferentin

138

Zugegeben, die Zweifel waren groß. Ein fremdes Kind austragen, wer macht so etwas? Doch als ich Nisha kennenlernte, die 24-jährige Frau aus Kalifornien, die meine Zwillinge zur Welt bringen sollte, fasste ich sofort Zutrauen. Schon auf dem Foto, das uns die Vermittlungsagentur geschickt hatte, überzeugte sie durch ihre positive Ausstrahlung. Dass sie eine andere Hautfarbe hat, spielte überhaupt keine Rolle.

Mit 30 Jahren hatte ich Gebärmutterhalskrebs, eine Totaloperation war unumgänglich. Glücklicherweise hatten die Ärzte meine Eierstöcke erhalten und machten mich auf die Möglichkeit aufmerksam, ein Kind mit einer Leihmutter in den USA zu bekommen; in Deutschland ist das rechtlich nicht möglich. Dazu wurden mir Eizellen entnommen, in vitro befruchtet und in die Gebärmutter der Leihmutter implantiert. Sie trug also die fremden Embryonen aus, die biologischen Eltern sind mein Mann und ich.

Die ganze Schwangerschaft über waren Nisha und ich eng in Kontakt. Natürlich spielten finanzielle Erwägungen eine Rolle für sie, insgesamt bekam sie etwa 35 000 Euro für die Leihmutterschaft.

Aber darüber hinaus hatte ich bei Nisha immer das Gefühl, dass es sie wirklich glücklich machte, einer anderen Familie zu helfen. Einige Wochen vor der Entbindung bin ich dann in die USA geflogen und bei ihr eingezogen, habe für sie gekocht, ihre beiden Kinder versorgt. Als meine zwei Babys per Kaiserschnitt aus ihrem Körper herausgehoben wurden,



da war es für mich völlig selbstverständlich, erst einmal bei Nisha zu bleiben und nicht bei den Zwillingen. Die aber meinte nur: „I'm OK. Go!“

Seit der Geburt unserer inzwischen siebenjährigen Kinder haben wir Nisha (sie war bis jetzt nur einmal Leihmutter) und ihre Familie fast jedes Jahr gesehen; das ist eine echte Familienerweiterung.

Mal fliegen wir nach Kalifornien, mal kommen die Amerikaner zu uns. Zwei,

drei Wochen verbringen wir dann miteinander. Nicht wie mit Gästen, eher wie mit Verwandten. Die Männer sitzen abends gemütlich beim Bier, mal schauen wir fern, mal kochen oder backen wir zusammen. Jeder läuft ein Stück weit im Alltag des anderen mit. Auch die Kinder.

Ich bin keine dieser Frauen, die darüber Schmerz empfinden, ihr Liebstes nicht selber genährt und geboren zu haben, und daher die Leihmutterschaft ver-



Mit Hilfe der Medizin

Weil Karin Angerer selbst kein Kind bekommen kann, ließ sie in den USA eine Leihmutter ihre Zwillinge austragen

»Ich kenne viele Familien, die Kinder mit Leihmüttern bekommen haben und nicht darüber sprechen. Aber irgendwann hinterlassen **SOLCHE LEBENSLÜGEN**

139

Spuren, da bin ich mir sicher«

schweigen. Ich kenne aber viele Familien, bei denen es genau so ist: die Kinder mit Leihmüttern bekommen haben und mit niemandem darüber reden. Früher oder später hinterlassen solche Lebenslügen Spuren, da bin ich mir sicher.

Klar, leicht war es nicht, Patrick* und Emma* an die Wahrheit heranzuführen: „Das ist Nisha. Bei ihr wart ihr im Bauch.“ Zunächst war das nur eine Information. Aber dann kam eine Zeit, da flossen Trä-

nen. „Ich wär aber lieber bei dir im Bauch gewesen, Mama.“ Doch wir haben ihnen erklärt, dass Nisha während der Schwangerschaft gut auf sie aufgepasst hat – diese Botschaft hat unsere Kinder beruhigt.

Inzwischen ist all das kein Thema mehr. Denn nun beschäftigt unsere Zwillinge vor allem eines: dass Nisha demnächst noch ein Baby bekommt.

Noch ein eigenes. Eines, das von Beginn an „bei ihr drin“ gewesen ist.

* Namen von der Redaktion geändert

Lernen, ein Vater zu sein

Phillip Stolz, 22, Student aus Köln

Babys – die stinken und kleben, hätte ich früher gesagt. Die sind irgendwas für später. Vielleicht. Dann aber, es ist jetzt zwei Jahre her, die ersten Prüfungen an der Uni waren gerade geschrieben, offenbarte mir meine Freundin, dass sie schwanger ist. Ich empfand die Nachricht zunächst als schweren Schicksalsschlag. Ich wollte doch vorankommen. Schließlich hatte ich ja ein Einser-Abi geschafft. Mit der Aussicht, Vater zu werden, fühlte ich mich ausgebremst.

Und so erlebte ich die Geburt meiner Tochter und die erste Zeit mit ihr, als wäre ich betäubt: Ich stand neben mir, war unfähig zu fühlen. Ans Studieren konnte ich nicht mehr denken.

Hinzu kam: Erst kurze Zeit vorher, mit 19, hatte ich einen schweren Autounfall gehabt. Massives Schädel-Hirn-Trauma mit mehreren Frakturen, es sah ziemlich übel aus. Ein Jahr habe ich gebraucht, um mich zu regenerieren. Und dann, nach diesem harten Jahr, als ich endlich an die Uni gehen konnte und es sich gerade so anfühlte, als würde das Leben wieder in geregelten Bahnen laufen, platzte die nächste Bombe.

140

Dank einer Psychotherapie, die ich vor allem machte, um so die schwierig gewordene Beziehung zu meiner Freundin retten zu können, bin ich inzwischen ruhiger geworden, fühle mich stabil. Auch und vor allem in meinen Gefühlen zu meiner Tochter.

Wenn ich mich heute über sie reden höre, dann in genau diesen Sätzen, die ich früher immer so schrecklich kitschig fand. Die ersten Schritte, das erste Mal „Papa“ gesagt – gerade in den letzten Monaten habe ich die bisher wohl wertvollsten Momente meines Lebens erlebt.

Kürzlich hat sich meine Freundin von mir getrennt. Ich studiere jetzt in Köln, während sie mit unserer Tochter weiter in der Eifel lebt. Ziemlich schnell aber merkte ich: Meine Kleine nur am Wochenende zu sehen, das schaffe ich emotional nicht. Mittlerweile habe ich sie auch unter der Woche mehrmals bei mir, wir sind dann bei meinen Eltern, die in der Nähe meiner Exfreundin wohnen.

Einst dachte ich: Studieren mit Kind, das krieg ich nicht auf die Kette. Jetzt ist es genau andersherum: Ich brauche den ständigen Kontakt mit meiner Kleinen, damit es mir gut geht. Damit ich leistungsfähig bin.

Die langsame Entdeckung

Anfangs hielt Phillip Stolz das Vatersein für ein Unglück. Heute will er seine Tochter so oft wie möglich sehen. Auch mit deren Mutter versteht er sich trotz Trennung gut



»Wenn ich mich ÜBER MEINE TOCHTER REDEN
höre, dann in genau den Sätzen, die ich früher immer so
SCHRECKLICH KITSCHIG fand«



Bis ans Ende der Kräfte

Kim Breitenbach fühlte sich als Mutter überfordert, stürzte in eine Depression – und fand in einer Klinik Hilfe

Als nichts mehr ging

Sarah Breitenbach*, 27,
Yogalehrerin aus Berlin

Der Zusammenbruch kam, als ich das Gefühl hatte, ganz allein zu stehen. An die Situation erinnere ich mich noch genau: Jan* war anderthalb, und wie so oft kam er an diesem Tag zu mir, wollte Aufmerksamkeit. „Es gibt nichts zu spielen“, fuhr ich ihn an. Eine ziemlich harte Reaktion, wie mir schon im nächsten Moment aufging. Kurz darauf habe ich mich in die Bahn gesetzt und bin in eine Klinik gefahren. Ich war in eine tiefe Depression gefallen.

142 Ich konnte einfach nicht mehr, fühlte mich überfordert. Eine gute Mutter wollte ich sein. Mein Anspruch war enorm. Kein Kinderwagen, viel Körperkontakt. Kein Fernsehen oder Batteriespielzeug. Beim Essen alles bio.

Doch diese Überforderung wurde für mich zu einer Art Dauerzustand: Ich lächelte meinen Sohn an, und gleichzeitig liefen mir die Tränen übers Gesicht.

Vielleicht war ich so ambitioniert, weil meine Mutter mich für jemanden hielt, der nichts auf die Reihe bekommt. Schon während der Schwangerschaft ließ sie mich dies spüren. Wie ich das alles schaffen wollte, ging sie mich regelmäßig an. Ihre besorgten Blicke ließen meine Zuversicht, die anfangs so reichlich vorhanden war, im Laufe der Zeit immer weiter schwinden.

Sechs Monate musste ich in der Klinik bleiben, meine Depression in den Griff bekommen. Mein Freund hat sich währenddessen um Jan gekümmert und dabei viel Unterstützung von seiner Familie und von Freunden erhalten. Drei Wochen gab es, da habe ich Jan auf Anraten der Ärzte überhaupt nicht gesehen.

Beim Töpfern, Malen, Gärtnern kam dann langsam die Energie zurück, die ich durch einen Perfektionismus verloren hatte, mit dem ich mich hatte beweisen wollen. Ich sollte das nicht können, ein Kind haben? Und ob ich das konnte!

Wenn jede Kraft und Freude einmal weg war, dann staunt man umso mehr, wenn das alles wieder zurückkehrt. Schritt für Schritt habe ich mich aus dem Tief gekämpft. Habe die Ansprüche an mich selbst abgelegt – und zum Beispiel in der ersten Zeit nach der Klinik die Geschirrberge und den Staub in der Wohnung einfach ignoriert, die Zeit mit Jan hatte Priorität. Da gab es so viel nachzuholen! So viel zu erspüren, wo vorher Leere war.

Wir haben heute eine ganz zauberhafte Beziehung, mein Freund, Jan und ich. Unser Sohn ist ein stabiles, glückliches Kind von fünf Jahren.





143

»Die besorgten Blicke meiner Mutter ließen meine
ZUVERSICHT, die anfangs so reichlich vorhanden war,
IMMER WEITER schwinden«

»Man kann meiner Meinung nach nicht beides sein:
FÜRSORGLICHE MUTTER und engagierte Managerin.
Also **STIEG ICH AUS** dem Konzern aus«





Erkennen, was möglich ist

Claudia Schober, 39,
Unternehmensberaterin aus Stuttgart

Alexanders Geburt war wie eine Vollbremsung von 200 km/h auf null. Eben noch war ich für ein internationales Beratungsunternehmen tätig und oft die gesamte Woche unterwegs. Immer weiter war ich in der Firma vorangekommen, zuletzt stand in Aussicht, ich könnte Partnerin werden.

Dann kam die Schwangerschaft. Eine Kollegin aus London meinte zu mir: „Ohne Nanny wird es nicht gehen.“ Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine andere Frau mein Kind zu Bett bringt, später dann Hausaufgaben mit ihm macht, Elternabende besucht. Ich bin jemand, der eine Sache gern richtig macht. Und man kann nach meiner Einschätzung eben nicht beides sein: fürsorgliche Mutter und engagierte Managerin in einem großen Konzern.

Also entschied ich mich, aus der Firma auszusteigen. Anstatt Vorstände von weltweit tätigen Großbanken zu beraten, stand ich bald auf Spielplätzen und kaufte Bio-Karotten. Ein komplett anderes Leben, nicht besser, nicht schlechter. 145

Und einen Fulltime-Job hatte ich immer noch: rund um die Uhr immer bereit zu sein, um das Baby zu stillen, an manchen Tagen 17 Stunden lang Mutter zu sein, das zehrt. Kinder machen Freude – und sind anstrengend.

Mit zwei Jahren kam Alexander in die Kita. Für mich war es stimmig, nun ein weiteres Kind zu bekommen. Und damit die Jobfrage noch einmal zu vertagen.

Als Ludwig dann ebenfalls mit zwei Jahren in den Kindergarten ging, nahm ich mir vor, mal durchzuatmen. Eine blank geputzte Wohnung, gebügelte Kinderhemden? Das Leben als Hausfrau war für mich nicht gerade eine Erfüllung.

Doch dann wurde ich erneut schwanger. Katharina ist jetzt acht Wochen alt. Mit ihrem Eintritt in den Kindergarten wird das Kapitel Vollzeit-Mama für mich endgültig abgeschlossen sein. Der nächste Abschnitt wird wieder ein beruflicher sein – was aber nicht heißt, dass ich zurück auf die 200 km/h will.

Richtig Mutter sein

Dass von Anfang an andere ihre Kinder umsorgen, kam für Claudia Schober nicht infrage – lieber widmete sie sich dem Fulltime-Job als Mutter

Allein unter Müttern

Ob in der Krabbelgruppe oder im Kindergarten: Guido Schüffelgen erlebt oft, wie ungewohnt Vollzeitväter für viele sind

Die Blicke der anderen

Guido Schüffelgen, 39,
Hausmann aus Mönchengladbach

Dass meine Frau nach dem Mutterschutz wieder voll arbeiten würde, war eine logische Entscheidung. Bevor wir Eltern wurden, standen wir beide gut im Job, beide als Manager, meine Frau verdiente aber deutlich besser als ich.

Die Probleme, die das Dasein als Hausmann mit sich bringen würde, waren mir damals allerdings nicht klar. Zum Beispiel bei der Krabbelgruppe. Ich ging hin, setzte mich mit Piet zu den Müttern – und erlebte einen seltsamen Moment: Etwa die Hälfte der anwesenden Frauen stand spontan auf und verließ den Raum.

146 Und auch unter denen, die blieben, herrschte offensichtlich blankes Entsetzen. „Sie sind also zu Hause allein mit dem Kind?“, wurde ich gefragt. „Sie machen dann auch die Wäsche? Putzen Sie etwa auch?“ Zum Folgetreffen der Gruppe bin ich nicht mehr hingegangen. Ich wollte mich nicht noch einmal fühlen wie ein Außerirdischer.

Wenige Wochen zuvor hatte ich noch acht Stunden täglich in der Firma mit Kollegen zu tun gehabt, hatte viele Gespräche geführt, mich als Teil eines sozialen Gefüges gefühlt. Jetzt war ich den Großteil des Tages daheim, mit Kind. Es ist diese Kombination aus Unter- und Überforderung, die einen fertig macht. Wie naiv von mir, zu glauben, ich hätte mit Baby endlich einmal Zeit für mich.

Tatsächlich kommt man genau zu: nichts.

Der Weg zu mehr Entspannung als Vollzeitvater war weit. Erst die dritte Krabbelgruppe, die ich besuchte, funktionierte. Wohl auch deshalb, weil die dortigen Mütter vor dem Kind allesamt einen anspruchsvollen Beruf gehabt hatten. Ich atmete auf, konnte endlich einmal über politische und gesellschaftliche Themen reden. Endlich aus diesem einengenden Kinder-Kosmos rauskommen.

Bis heute dauert es vergleichsweise lange, bis ich irgendwo Fuß fasse, wo sich nur Mütter aufhalten. Jedes Ankommen ist erst einmal mit Anstrengung, viel Erklären und Vertrauensaufbau verbunden. Doch mittlerweile gelingt es mir, mich in diesen Kreisen wohlfühlen, etwa im Kindergarten, den Piet seit letztem Jahr besucht. Wohler vielleicht als meine Frau, die es erlebt, dass andere Mütter ihr das halbe Leben erzählen, wenn sie unseren Sohn gelegentlich vom Kindergarten abholt – Mütter übrigens, mit denen ich seit bald zwei Jahren in Kontakt stehe und bei denen ich über Small Talk nie hinausgekommen bin.





147

»Wie naiv ich gewesen bin, zu glauben, ich hätte mit Baby endlich **ZEIT FÜR MICH**. Tatsächlich kommt man genau zu: **NICHTS**«

»Ich spürte EINEN FAST KÖRPERLICHEN
SCHMERZ, wenn ich mein Baby einmal aus den Händen
gab und ANDERE es hielten«





Die Qual des Loslassens

Daniela Wolf, 32,
Büroleiterin aus Heilbronn

Während der Schwangerschaft arbeitete ich viel, bin auch mit dickem Bauch noch geist. Die besorgte Mutter, die Glücke in mir kam erst nach der Geburt zum Vorschein, dann aber schlagartig. Noah* wirkte apathisch. Und fiepste so komisch. Die Schwestern beruhigten mich: Alles sei okay. Am zweiten Tag, bei einer Untersuchung, meinte die Kinderärztin: „Das ist doch ein lebhaftes Kind.“

Erst auf mein Drängen hin wurde ein Bluttest gemacht. Kaum waren die Ergebnisse da, hieß es: Ab auf die Intensivstation! Noah hatte eine schwere Neugeboreneninfektion. Er hätte sterben können. Seither höre ich noch stärker auf meine Intuition, versuche stets, die Kontrolle zu behalten – auch wenn jede Form des Loslassens dadurch umso schwieriger für mich geworden ist.

Ich erinnere mich noch gut an den fast körperlichen Schmerz, wenn andere mein Baby hielten.

Oder die Kita-Eingewöhnung. Vier Wochen sollte sie dauern, vier Monate waren es am Ende. Bei jeder morgendlichen Verabschiedung hat Noah herzzerreißend geschrien. Kinder spüren, wie es der Mutter geht, dachte ich mir, machen sich ihre Gefühlslage zu eigen. Und ich konnte nun mal einfach nicht loslassen. **149**

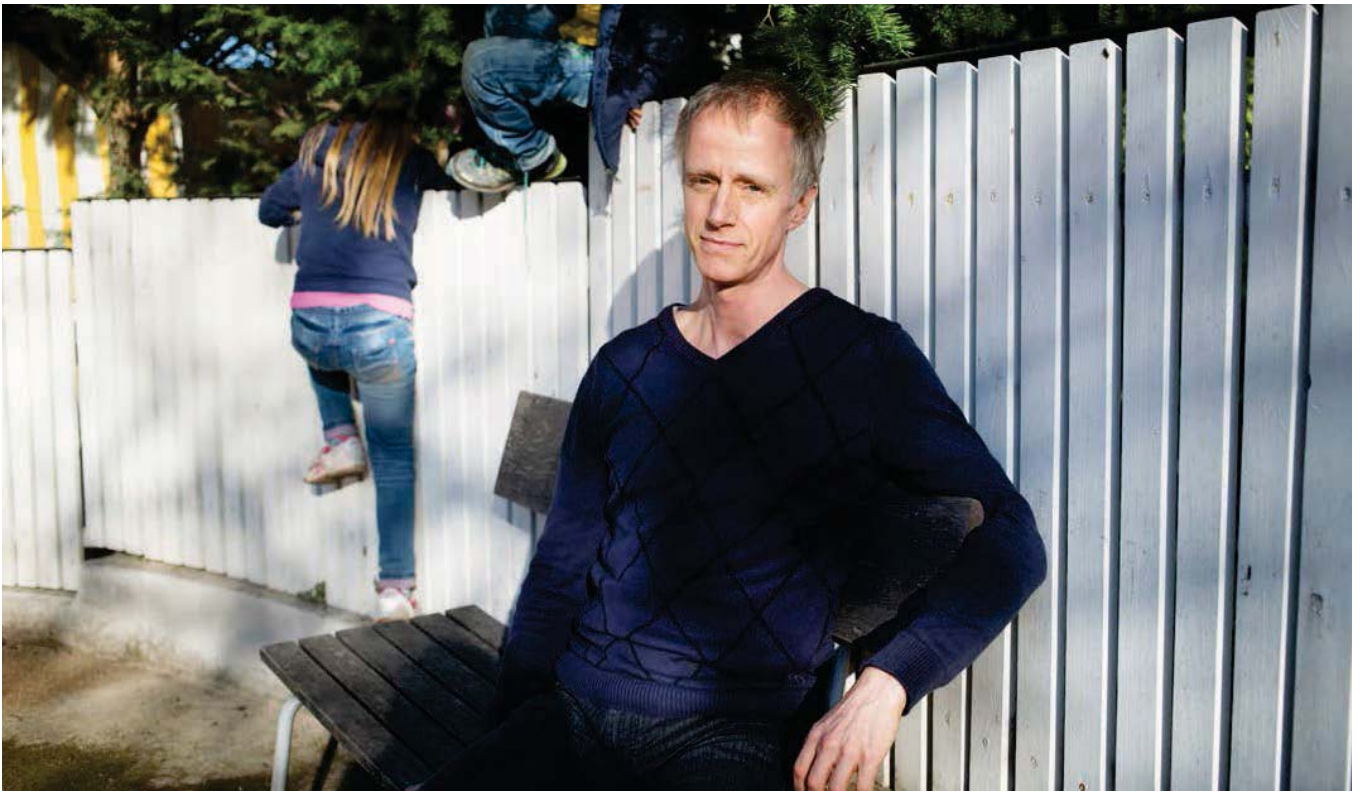
Eine Zeit lang half mir beim Weggehen der Blick von draußen durch die Fenster der Kita: Mein eben noch aufgewühltes Kind war irgendwann ruhig. Trotzdem: Ich bin mir nicht sicher, ob es richtig war, Noah schon mit 15 Monaten in die Kita zu bringen. Loslassen ist ein wechselseitiger Prozess – ein Prozess, der für beide Seiten stimmig verlaufen muss; alles andere ist Theorie.

Zurzeit bin ich mit Noah, der inzwischen zweieinhalb ist, häufig auf einem Spielplatz – einem Piratenschiff. Das Innere ist uneinsehbar, die Kinder sind bei teils waghalsigen Kletteraktionen sich selbst überlassen. Anfangs war es wieder das Übliche: Aus großer Sorge hielt ich meinem Sohn oft reflexartig die Hand.

Aber als er neulich zweimal sagte „Mama, setz dich hin“, da konnte ich gehen. Es war ein Loslassen, wie es für mich im Idealfall läuft. Nicht, weil irgendwer meint, jetzt passe es. Sondern weil das Kind etwas anbietet, das sich auch für einen selbst richtig anfühlt. Es sind zwar kleine Schritte auf dem Weg zu mehr Gelassenheit im Umgang mit meinem Kleinen. Doch so schwer sich das Loslassen auch anfühlen mag: Ich weiß ja, wie wichtig es ist, dass Noah eigenständig in seine Zukunft geht.

Unsichtbares Band

Daniela Wolf fühlt sich ihrem Sohn Noah so eng verbunden, dass es sie viel Überwindung kostete, ihm Freiraum zu geben



Wenn es allein einfacher ist

Nach der Geburt der Kinder wurde Matthias Winterhagens Ehefrau psychisch krank. Als sie fortging, war er fast erleichtert

Der Vater, der auch Mutter ist

Matthias Winterhagen, 45,
Sozialpädagoge aus Stuttgart

Von Beginn an wurde ich voll in die Vaterrolle geworfen. Praktisch über Nacht musste ich mich damit abfinden, zwei Babys quasi wie am Fließband zu wickeln und sie gleichzeitig zu füttern; mit wenig Schlaf zurechtzukommen; derjenige zu sein, der sich um alles kümmert. Denn meine damalige Ehefrau Julia* hatte bereits während der Schwangerschaft starke Ängste entwickelt, nach der Geburt war sie in eine schwere Depression gefallen, konnte zeitweise nicht mehr sprechen, war apathisch.

Da ich nach acht Wochen zurück in den Job musste, hatten wir täglich Unterstützung von mehreren Frauen der Familienhilfe; meine Frau verbrachte die meiste Zeit des Tages im Bett. Morgens übergab ich die Babys angezogen und gefüttert, nach Feierabend packte ich sie in den Kinderwagen und ging mit ihnen nach draußen. Der Kontakt der Zwillinge zu ihrer Mutter beschränkte sich darauf, dass ich sie hin und wieder zu ihr ins Bett legte.

Vier Jahre hielt Julias depressive Phase an, danach folgte eine manische. Als sie eines Tages meinte, sie käme besser allein zu-

recht, und fortging, war ich fast erleichtert. Ich selber hätte es vermutlich nicht fertigebracht, mich von ihr zu trennen.

Mein Alltag als alleinerziehender Vater erschien vielen Freunden von Beginn an wie ein Leben im Hamsterrad, für mich aber war es eine Selbstverständlichkeit. Vielleicht hat es mich davor bewahrt, einer dieser pseudo-engagierten Väter zu werden, die auf dem Schulfest Waffeln backen, aber zu Hause noch nie eine Hose in die Waschmaschine gesteckt haben.

Selbst Verfechter des klassischen Familienmodells kommen spürbar ins Nachdenken, wenn sie sehen, wie wohlgeraten die Zwillinge mit ihren inzwischen sieben Jahren sind.

Von der Pauschalaussage, Kinder brauchten beide Eltern, halte ich wenig. Auch nicht im Hinblick auf die Geschlechteridentität. Ich frisiere mit Ida ihren Puppenfrisierkopf und baue im nächsten Moment mit Arthur komplexe Gebilde aus Plastiksteinen – wo ist das Problem? Trotz aller Schwierigkeiten in den ersten Jahren: Die Kinder waren und sind für mich ein großes Geschenk.